

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **8 (1930-1931)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

VIII. Jahrgang, Heft 3 — Juni 1930

Preis der Einzelnummer Fr. —.80

Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, Zimmer 2, Universität Zürich

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

EINEN FRANKEN

wollen wir von euch, Kommilitonen an der E.T.H., einen Franken pro Semester und Student. Und dieser Franken wird euch Zinsen tragen wie kein zweiter, Zinsen am Volke unserer Berge, das seit Jahrzehnten weit oben in unwirtlichen Tälern einen immer schwereren Kampf ums kärgliche Dasein kämpft. Dieser Franken soll beweisen, daß es heute allen Studenten, auch denen, die nicht hinaufziehen können mit Pickel und Schaufel, ernst ist mit dem Gedanken des Wiederaufbaus, der Hilfe wo sie am nötigsten ist, der Volkssolidarität. Er soll beweisen, daß der Student, der heute die Härte des Lebens vielfach am eigenen Leibe erfährt, die größere Not anderer versteht und fest gewillt ist, dieser Not nicht durch Kommissionen und Berichte zu steuern, sondern durch die T a t.

Kommilitonen der E.T.H.! Im Laufe dieses Monats wird euch in den Fachschulversammlungen die Frage zur Abstimmung vorgelegt werden: Wollt ihr einen Beitrag von einem Franken pro Student und Semester an die Arbeitskolonien des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften einführen oder nicht? Unsere Behörden haben ihre Einwilligung in verdankenswerter Weise bereits gegeben, die Studentenschaft St. Gallens hat den Franken für das laufende Semester bereits bezahlt, darf da eine Eidgenössische Technische Hochschule länger zögern? Ende Juni sind wir im Besitze eurer Antwort; wir wissen, daß das Resultat dem Verbande der Studierenden an der E.T.H. zur Ehre gereichen wird.

Max Eisenring.

ZUM ARTIKEL: „DIE DREI SIEBE“ VON KRITTLER.

Der Artikel des Herrn Krittler geht meiner Meinung nach von einer falschen Voraussetzung aus. Wenn die in diesem Schreiben aufgeführten Dinge der Wahrheit entsprechen würden, so bliebe keine andere Deutung, als die, daß die Professoren mit den Vertretern der Technik eine Art Verschwörung angezettelt hätten um zu verhindern, daß zu viele ausgebildete Polytechniker „auf den Markt“ kämen. Eine derartige Behauptung wird man aber sicher nicht ohne schwerwiegende Beweise aufstellen wollen und Herr Krittler hat sich diese bedenkliche Deutung seines Artikels sicher nicht vorgestellt.

Wenn es einen eindeutigen Beweis der Unhaltbarkeit derartiger Anklagen braucht, so weise ich auf das Bestreben der verantwortlichen Männer hin, die Ausbildungsmöglichkeiten an der E.T.H. nicht etwa einzuschränken, sondern durch sehr bedeutende großzügige Erweiterungen zu fördern. Es muß nämlich festgestellt werden, daß es gar nicht zu viele junge Ingenieure gibt, sondern daß die Technik im Gegenteil über den Mangel an gutausgebildeten akademischen Kräften zu klagen beginnt. Nicht jeder, der das Diplom erworben hat, ist ohne weiteres wirklich gut ausgebildet.

Ich muß daher den Satz „Man glaubte zwei Fliegen auf einen Schlag zu töten: den Akademikersegen einzudämmen und seine Qualität zu heben“ als unfair (unfair im wahren englischen Sinne! Siehe den Artikel über das Englisch auf Seite 49), bestimmt ablehnen. Wenn ich trotzdem der Meinung bin, daß Herr Krittler aus ehrlicher Überzeugung geschrieben hat, so muß letzten Endes irgend etwas hinter jenen Ausführungen stecken, das dem Schreiber selbst nicht klar ist.

Es ist ganz richtig, daß die Qualität der jungen Akademiker in den letzten Jahren gestiegen ist. Es ist das nicht dem Drucke der voreingenommenen Examinatoren zuzuschreiben, sondern weil die heutigen Anforderungen automatisch dazu zwingen, einen andern Maßstab als früher anzulegen. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, daß ich vor 25 Jahren das, was ich heute im Examen frage, und mit verschwindenden Ausnahmen erfreulich klar und sicher beantwortet bekomme, nicht gewußt

hätte. Wenn trotzdem eigentlich nie Klagen laut werden (ich spreche von der chemischen Abteilung IV der E.T.H.), so kommt das in erster Linie daher, daß wir einen sehr engen Kontakt mit unsern jungen Leuten haben. „Man kennt sich“. Vielleicht ist es an den andern großen Abteilungen der E.T.H. (II und III) nicht so. Dieser mangelnde Kontakt bringt es wahrscheinlich mit sich, daß oft das Gefühl entsteht, die Professoren hätten bestimmte Nebenabsichten. Ich halte das aber für ganz ausgeschlossen.

Dagegen mangelt es tatsächlich an verschiedenen Abteilungen an einem engern Zusammenhange zwischen Studenten und Lehrerschaft. Ein solcher Zusammenhang wird aber meiner Überzeugung nach nicht während des vollgepfropften „Programmstudiums“ erzeugt, sondern erst nachher und zwar durch die enge Zusammenarbeit von Professoren und Studenten auf dem Forschungsgebiete. Gerade um diese Möglichkeit zu bieten, werden nun wissenschaftliche Forschungslaboratorien großen Stiles erbaut. Erst wenn sich der junge Student darüber klar ist, daß mit der Erlangung des Diploms die reine wissenschaftliche Arbeit beginnt, werden die Klagen über mangelndes Verständnis verschwinden. Man hörte da und dort, daß man nicht noch länger studieren könne, und daß die „Praxis“ dem Ingenieur erst die rechte Weihe gebe. Das ist nur zum kleinen Teile richtig und gerade diese Ausbildung in der „Praxis“ bringt es mit sich, daß die Ingenieure eine deutliche Konkurrenz von seiten der Techniker zu spüren bekommen. Eine derartige „Konkurrenz“ zeigt aber gerade den Mangel in der Ausbildung an der E.T.H., weil andere Abteilungen, bei denen das Studium nach dem Diplome fast automatisch weitergeht, eine derartige Konkurrenz nicht zu spüren bekommen.

Wenn nun die Erweiterungen, die vorgesehen sind, den erhofften Zweck erreichen sollen, dann allerdings ist es nötig, daß sich die betreffenden Abteilungen weitgehend innerlich umstellen. Wie das nun geschieht, ob unter Führung der Professoren zusammen mit den Studenten, oder durch die Notwendigkeiten der harten Wirklichkeit, das wird die Zukunft lehren.

Es braucht zu der weiteren Ausbildung nach dem Diplom

bedeutende Mittel, und diese zu beschaffen sollte das erste Ziel sein. Die chemische Abteilung hat in dieser klaren Erkenntnis seit über 50 Jahren ihre eigenen bedeutenden Fonds gesammelt, zum Teil durch eigene Propaganda, zum Teil durch Gönner. Ich erinnere daran, daß Georg Lunge seinerzeit anlässlich seines 30-jährigen Jubiläums die ihm zur Verfügung gestellte Summe nicht nur restlos der chemischen Abteilung geschenkt hat, sondern darüber hinaus noch eine beträchtliche Summe daraufgelegt hat. Der Schnorffonds wurde anlässlich eines andern Jubiläums gestiftet und jährlich gehen größere und kleinere Beiträge ein. Analoge Stiftungen vermisse ich bei den andern Abteilungen und es wird die schönste Aufgabe der kommenden Generationen junger Ingenieure und Mechaniker sein, nun ebenfalls eigene Studienfonds zu sammeln. Dazu ist aber eine größere Opferfreudigkeit als bisher nötig. Der Beschluß, der in Paris gefaßt wurde, nämlich, daß man armen Mitgliedern der G.e.P. die Hälfte des Jahresbeitrages schenken solle (5 Rappen pro Woche!!) ist nicht sehr ermutigend. **H. E. Fierz-David**

HERR PROFESSOR!

Ich erinnere mich noch genau, wie stark wir Sie am letztjährigen Sommernachtsfest vermißten. Das war aber auch gar nicht sehr nett von Ihnen, ausgerechnet dem schönsten studentischen Feste fernzubleiben, wo wir uns doch immer auf die kleinste Gelegenheit freuen, mit unsern Lehrern in einen engeren als nur offiziellen Kontakt zu kommen. Sie glauben gar nicht, um wieviel interessanter uns das Studium nach einer solchen Zusammenkunft erscheint, um wieviel lieber wir ins Kolleg sitzen, wieviel leichter wir all die Mühen ertragen, und wie wir es nach einem gesellschaftlich-persönlichen Zusammensein mit einem unserer Lehrer jedesmal mindestens ein halbes Semester lang als Ehrensache betrachten, dessen Vorlesungen (force majeure vorbehalten!) lückenlos zu besuchen.

Wir bitten Sie deshalb aus all den genannten Gründen plus dem der persönlichen Verehrung, die wir für Sie hegen, doch diesmal bestimmt mitzukommen zum bunten Freudenfeste auf

der Au, damit wir nicht wieder wie eine Herde ohne Hirte die schönste Nacht des Jahres als Halbwaisen vertrauern müssen.

Kommen Sie, Herr Professor, und Sie werden staunend erfahren, wie fröhlich der Student zu sein weiß, wie er Sie mit tausend lustigen Dingen zu unterhalten verstehen und wieder so jung machen wird, wie Sie einst waren, da Sie selbst noch voll überschüssiger Jugendlust, trotz Examennot und Beutelschwindsucht, für Mondenschein und Wasserfahrt, für bunte Lichter und einen fröhlichen Tanz dann und wieder eine Ihrer Schlafnächte opferten!

LIEBE FREUNDIN!

Wie schnell doch die Zeit vergeht! Schon naht der Tag mit Riesenschritten, da sich das letzte So-Na-Fe zum ersten Mal jähren wird. Zum ersten Mal für uns, selbstverständlich. Wir waren ja beide erstmals dabei, trotz unsern vier Semestern. Und wie waren wir ausgezogen! Mit Zittern und Bangen; ich meiner schiefen Absätze und der acht Franken wegen, die mir nach Bezahlung der Karte noch verblieben waren, von meiner Unkenntnis der meisten neuern Tänze gar nicht zu sprechen, Du, weil Du Dir vorstelltest, mit Deiner einfach-bescheidenen Toilette das Aschenbrödel unter den mitfeiernden Damen zu sein, und weil Du geglaubt hattest, Deine männlichen Kommilitonen könnten bei einer solchen Gelegenheit nichts anderes tun, als ein grenzenloses Trinkgelage zu veranstalten.

Und doch hatten wir uns beide durch die vorzüglich gerührte Reklametrommel für das Fest erwärmen lassen: zu begeistern vermochte uns erst der wunderbar fröhliche Verlauf des Abends selbst. Weißt Du noch, wie ich, seit drei Semestern Dein schüchterner Verehrer und in allen Vorlesungen Dein stummer Satellit, bei einem simplen Onestep Dich anzusprechen und Dich drei herbeistürzenden Rivalen vor der Nase weg zu engagieren wagte? Und wie wir nachher die ganze Nacht hindurch voll überschäumender Lust trotz Tango, Walzer und „kleiner Konditorei“ onestepeten, uns keinen Augenblick um das wogende Meer der andern kümmernd, das einzig dazu da schien, unserer Freude als Dekoration zu dienen?

Das alles weißt Du noch genau, aber wie es kam, daß wir morgens, bei der Heimfahrt, uns urplötzlich vor aller Welt mit dem traulichen „Du“ ansprachen, willst Du nicht mehr wissen. Ich aber sage es Dir hier vor aller Öffentlichkeit: beim Lampionzug fing es mit verstohlenem Händedrücken an. Nachher behauptetest Du, der Mond habe einen starken Hof, während ich das bestritt und überhaupt lieber dem Monde den Rücken kehrte, um die zwei glänzendsten Sterne zu bewundern. Dabei verpaßten wir die Verlosung und freuten uns kindisch darüber, daß wir auch nicht einmal einen Trostpreis gezogen hatten, denn „Unglück im Spiel, Glück in der Liebe“.

Weiter will ich nichts verraten. Ich bin nur gespannt darauf, ob Du recht behältst mit Deiner Behauptung, das So-Na-Fe sei bei den Damen der Universität inzwischen so populär geworden, daß dieses Jahr mindestens dreimal so viele daran teilnehmen würden, als im vergangenen Sommer.

Trifft der Fall ein, so weißt Du, daß ich nichts dagegen einzuwenden habe, weil Du meine frühern Ansichten über das studierende junge Mädchen gründlich zu deren Vorteil zu verändern vermocht hast. Ich bin überzeugt davon, daß hunderte von Kommilitonen sich dazu bekehren ließen, das netteste Freundschaftsverhältnis mit ihren Kommilitoninnen zu pflegen, wenn nur beide Teile am So-Na-Fe Gelegenheit hätten, sich menschlich kennen zu lernen. Dein Fritz.

WIRTSCHAFTSKAMPF AN DER UNIVERSITÄT.

Es ist ein Kampf ohne viel Geschrei und Reklame-Tamtam, ein Kampf, von dem die wenigsten wissen, der sich hinter verschlossenen Türen abspielt: hinter den Türen unserer Zentralstelle.

Vorerst mag vielleicht interessieren, einiges aus der Geschichte der studentischen Zentralstelle zu vernehmen. Seit 1920 ist unsere Verkaufsstelle vom Buchhändlerverband boykottiert. Der Erfolg dieses Boykotts — das sei gleich vorweggenommen — ist gleich null. Unser Sorgenkind hat sich im Gegenteil recht gut entwickelt. Nur einmal schien es, als ob die Maßnahmen der tüchtigen Herren Buchhändler von Erfolg

Unsere Studentischen Arbeitskolonien

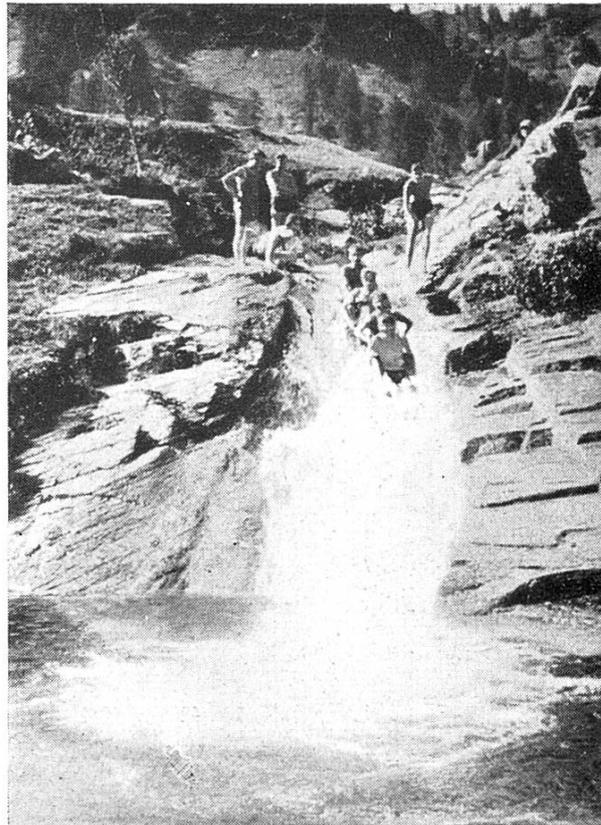
Ich habe meine helle Freude an Ihrem Werke; denn es gibt den jungen, auf Geistesarbeit eingestellten Leuten einen deutlichen Begriff von der Mühsal der Bergbewohner in ihrem ständigen Kampfe mit der übermächtigen Natur und schafft bleibende wirtschaftliche und ethische Werte im Dienste des Vaterlandes.

MUSY

BUNDESPRÄSIDENT DER SCHWEIZ.
EIDGENOSSENSCHAFT



Studenten bei der Arbeit



Freizeit

gekrönt sein sollten. Das war vor drei Jahren, als eine Zentralstelle-Kommission unter dem Drucke des Buchtrusts klein beigeben wollte, und einen Vertrag mit den Händlern ausarbeitete, der die Aufgabe der studentischen Verkaufsstelle zur Folge gehabt hätte. Aber dann kam der 17. November 1927, da in einer Urabstimmung 92% aller Stimmenden, nämlich 864 von 944 machtvoll gegen diesen Vertrag protestierten.

Jetzt sah die Kommission ihre Aufgabe nicht mehr im Ausarbeiten unfruchtbarer Verträge, sondern konzentrierte ihre ganze Arbeitskraft auf den inneren Ausbau der Zentralstelle. Der Erfolg blieb denn auch nicht aus: binnen kurzem verdoppelte sich der Umsatz. Man beschränkte sich auch nicht mehr auf den Buchverkauf, sondern versuchte, überhaupt alles, was der Student für sein Studium braucht, möglichst billig zu vermitteln. Und merkwürdig: mit allen Branchen konnten wir uns glänzend verständigen; nur die Buchhändler versuchen neuerdings — wohl zum zehnjährigen Jubiläum des Boykotts — uns wieder einmal das Leben ein bißchen sauer zu machen.

Zuerst ging an uns die Aufforderung, den Buchhandel aufzugeben, was wir natürlich ablehnten. Auf einen Gegenvorschlag unsererseits, Bücher künftig nur mit 10% Rabatt abzugeben, wurde gar nicht eingetreten. Das war sehr bedauerlich. Denn wir erhofften mit diesem Entgegenkommen an die Bedingungen der Buchhändler die Aufhebung des Boykotts. Wir hätten damit Gewinne erzielt, die dann besonders bedürftigen Studenten zugute gekommen wären.

Aber die Herren Buchhändler glauben eben, das Monopol für den Alleinhandel zu besitzen. So scheuten sie auch eine Intervention beim hohen Rektorate nicht, um durch dieses etwas wie ein **V e r b o t** unserer Institution zu erwirken. Unser hochverehrter Herr Rektor wies aber eine solche Zumutung weit von sich.

Seither probiert man, uns durch verschärften Boykott mürbe zu machen. Durch eine kleine Indiskretion haben wir erfahren, daß Herr Rascher „ein Heer von Spionen um die Zentralstelle gestellt habe, um unsere Bezugsquellen ausfindig zu machen.“ Nur zu! Zu unserer Freude konnten wir konstatieren, daß man bereits einen Unrichtigen erwischt hat.

Die Dinge laufen aber nicht immer so erquicklich: Mitglieder der Spionenlegion geben sich auf der Zentralstelle als Studenten aus, und machen Bestellungen, ohne dazu berechtigt zu sein. Das moralische Ziel, möglichst viel Geld zu machen und den Konsumenten nach Kräften auszuquetschen, wird eben auch mit entsprechenden moralischen Mitteln verfolgt.

Aber weder Boykott noch Drohungen brauchen wir zu fürchten. Wir haben die Pflicht, uns gegenseitig genossenschaftlich zu unterstützen, um unseren Kommilitonen das Studium nach Kräften zu verbilligen. Wir wissen, daß die Studierenden beider Hochschulen hinter uns stehen, die auf ihr Recht, eine eigene Buchhandlung zu halten, nicht verzichten werden. Nur auf der Basis der Anerkennung dieses unseres Anspruchs werden wir auf eine Verständigung eingehen können.

Je aggressiver man aber wird, umso energischer werden auch wir uns zu verteidigen wissen. Wir werden uns dann nicht mehr darauf beschränken, die Hiebe, die uns treffen sollen, zu parieren, sondern uns erlauben, selbst hie und da einen Schlag anzubringen.

Chr. Wolfensberger, med.

WAS SCHERT UNS DER FREISINN?

Schon sind Wochen verflossen, seit die Auseinandersetzung über die Freisinnig-demokratische Akademikertagung erklungen ist, und die Gemüter können mit Nüchternheit die Ergebnisse betrachten. Ein burschikoser Aufsatz „Was schert uns der Freisinn?“ hat mit seinem Kraftmeiertum mancherorts Sympathien gefunden. Der Schreiber der heutigen Zeilen, selber einmal Redaktor des „Zürcher Student“, kennt diesen Stil zur Genüge. Leider versagt diese Tonart in praxi und findet mit der Lebenserfahrung von selber eine Wesensänderung.

Der Verfasser des genannten Artikels erschöpft sich in originellen Redewendungen, in die er eine undefinierbare Unzufriedenheit kleidet. Er hat viel gesprochen von Umkehr und Einsicht, von Gefahren und Verständnislosigkeit. Er richtet seine Warnungen an Räte im Auftrage „solcher die es werden

wollen.“ Es ist richtig, daß der Freisinn heute bedroht ist und sein geistiges Rüstzeug prüfen und gestalten muß. Aber kennst Du das Land wo die Zitronen blüh'n, wenn du von Spitzbergen aus den Faschismus belächelst? Kritik ist gesund, aber kein Aufbau-Impuls; Kritik ist nötig, aber sie weist keine bessern Wege. Die beste Lösung für den akademischen Sohn seiner Väter liegt in der aktiven Teilnahme an politischen Geschehnissen. Zeitungslektüre ist fruchtbar, Biertischdiskussionen sind romantisch; es erinnert an... Wagner im Faust „zwar weiß ich viel, doch möchte ich alles wissen.“ Aber der faustische Trieb geht weiter, ist auf die innere Ursächlichkeit gerichtet, um zu wissen „was die Welt im Innersten zusammenhält.“ Die Liebe erleben wir nicht in einem Courths-Mahler-Roman, wir müssen schon ein Gretchen suchen, das uns in die Mysterien der Liebe einweihet. Das Volk lieben und verstehen lernen wir nicht vom Katheder oder vom Biertisch aus, sondern erst dann, wenn wir uns in seine Sorgen und Nöte, in seine Hoffnungen und Freuden einleben, sie erkennen. Wir jungen Akademiker, die wir uns zum freien Sinn bekennen, gehen also einsichtigere Wege, als der Schreiber des zitierten Artikels. Wir wollen erkennen, bevor wir urteilen. Im Rahmen der Partei finden wir die Probleme, die wir zuvor gar nicht sahen, die schon im Gedankenbau unserer Phantasie, als Selbstverständlichkeiten gelöst schienen. Ich möchte den Herrn E. R. fragen, ob er schon einmal in das Getriebe einer Gewerkschaft geschaut hat, ob er sich mit den Fragen „Arbeit und Maschine“, „Wirtschaftsverband und politische Partei“, „Angebot und Nachfrage“, „Volkswirtschaft und Weltwirtschaft“, p r a k t i s c h befaßt hat. Wenn es nicht der Fall sein sollte, und das muß man wohl aus der Stilart seines Artikels schließen, so rate ich ihm, dies schleunigst nachzuholen, und lade ihn ein, im Rahmen der Freisinnigen Partei mitzuarbeiten. Dabei teile ich Herrn E. R. als Beispiel mit, daß die Freisinnige Partei der Stadt Zürich eine sogenannte Sozialpolitische Kommission besitzt, die sich aus allen Berufsarten zusammensetzt. Arbeiter und Angestellte, Beamte und Unternehmer beraten, auf Grund ihrer praktischen Erfahrungen, die Möglichkeiten fortschrittlicher Politik. Wüßte Herr E. R., welche ungeheure Arbeit hier geleistet wird von ein-

fachen Arbeitern, gesinnungstreuen Angestellten und Beamten, und würde er an dieser Arbeit teilhaben, so erhielte sein „Verständnis“ für die unselbständig Erwerbenden auf einmal ein überzeugenderes Gesicht. Die Freisinnige Politik erschöpft sich nicht in Geschenken an diese oder jene soziale Schicht der Bevölkerung; denn mit dem Aufstellen von Forderungen ist es noch nicht getan. Als Volkspartei, die für alle Gerechtigkeit fordert, erstrebt sie einen Ausgleich der Interessen. Es gibt noch heute Arbeitnehmer in großer Zahl, die Einsicht genug haben, daß eine fortschrittliche Politik nicht auf der einen Seite aufrichten, auf der andern Seite vernichten darf. Herr E. R. befindet sich in einem großen Irrtum, wenn er sich für einen der Auserwählten hält, der die schwierige Hand des Arbeiters zu drücken versteht. Was ihm als Akademiker besonders erwähnenswert erscheint, ist dem praktischen freisinnigen Politiker eine Selbstverständlichkeit, keine Gunst!

Die Akademikertagung hat gerade gezeigt, daß wir jungen Akademiker neben aller Kritik auch den Willen zur aktiven, positiven Mitarbeit haben. Wir sind noch keine erfahrenen Kämpfer für unser Volk. Um es zu werden, müssen wir hineinknien in die praktische Arbeit. Damit finden wir auch den Kontakt mit dem pulsierenden Leben, das leider oft unter dem Bücherwissen vergraben liegt. Sind wir unzufrieden, sehen wir neue Wege zur Kraft und Schönheit, dann nicht wehklagen und belächeln, sondern drauflos und aktive Tätigkeit entfalten. Das ist der Geist der Akademikertagung! **H. Sch.**

WES BROT ICH ESS, DES LIED ICH SING!

Lieber Herr Doktor! Sie machen sich keine Vorstellung von der Freude, die mich erfaßte, als ich Ihre Erwiderung auf meinen im freisinnigen Parteihimmel dreimal vermaledeiten Artikel zu lesen kriegte: wie wunderbar trifft es sich doch, daß wenigstens wir zwei, Sie und ich, so vollkommen einig sind! —

Wie? — Ja natürlich! Sie sagen: „Die beste Lösung für den akademischen Sohn seiner Väter liegt in der Teilnahme an politischen Geschehnissen.“ Klar! Habe ich auch sagen wollen! Auch ich finde Biertischdiskussionen romantisch, selbst solche

freisinniger Art, auch ich halte Zeitungslektüre bisweilen für fruchtbar: man kann auch aus den Berichten über die freisinnigen Großtaten herauslesen, was man bisher zu tun unterlassen hat.

Wir beide sind der Auffassung, daß Kritik gesund sei, doch keinerlei Aufbau-Impulse zeitige. Das haben wir Jungakademiker zu hundert Prozent an der letzten sogenannten freisinnigen Akademikertagung erfahren: wiewohl wir frisch von der Leber weg kritisierten und zugleich den würdigen Parteihäuptern zu unsern Füßen genau sagten, was wir Jungen haben möchten, gab das diesen erprobten Maschinisten an der freisinnigen Parteimaschine nicht den geringsten Impuls, den Geschwindigkeitshebel etwas umzuschalten. Wie sollte man auch verlangen können, daß jemand mit dem Zeitalter des Autos gleiches Tempo einhalte, der noch in der gemütlichen Zeit der Postkutsche das Licht der Welt erblickte wie unser Freisinn?

Jetzt aber muß ich Ihnen schon einen kleinen Vorwurf machen, Herr Doktor! Sie sprechen meinem leichtentflammbaren Gemüt von Liebe und raten mir ziemlich offen, mir das Gretchen zu suchen. Sie sind der zweite, der mir das rät: dem ersten — es war mal in Paris auf der Straße — erging es ziemlich schlecht. Doch Spaß beiseite: wir verstehen uns ja. Liebe muß sein. Der Esel, der seinen Stall nicht liebt, mag draußen verhungern!

Was das Faustische anbelangt, muß ich Ihnen gestehen, daß ich es auch eher hinter Ihrer eigenen hohen Stirn, denn hinter den flachen Köpfen der Wagnerianer suchte. Doch bitte, Herr Doktor: dieses Kompliment, das ich Ihnen mache, ist Ihrerseits ein kleines Zugeständnis wert: glauben Sie wirklich aufrichtig, daß die freisinnige Partei, so wie sie heute aussieht, von einem urgewaltig faustischen Ringen um das Große des neuen Zeitalters durchwühlt werde? Sagen Sie ganz ehrlich „Nein!“ und wir bleiben die besten Freunde!

Das aber ist es gerade, was wir Jungen wollen: Kämpfen um eine starke Einheit, eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft aller Gesunden und Starken, weil für Schwache und Schwächste ohnehin kein Platz mehr ist auf dieser Welt. Dabei denken wir aber durchaus nicht an Solvenz und Kredit-

würdigkeit, wenn wir unsere Selektion treffen. Kühne Stirnen, starke Arme, freie Augen weissagen uns für unsere Zukunft ein erfreulicheres Bild als etwa die geknickte Gestalt eines unter der Last seiner Privatgeschäfte zusammenbrechenden Politikers. „Trau, schau, wem“, sagen wir uns, bevor wir mit irgendwem eine Schicksalsgemeinschaft eingehen.

Sie haben da sehr leicht sagen, Herr Doktor! Sie fordern mich auf, schleunigst der freisinnigen Partei beizutreten, damit ich dort mich schulen lassen und meine praktischen Erfahrungen machen könne. Da gehe ich nun aus schwerwiegenden Gründen nicht ganz mit Ihnen einig. Einmal aus dem Grunde, den ich schon im Titel meiner Antwort leise angedeutet habe. Wäre ich an Ihrer Stelle, würde ich voraussichtlich auch der freisinnigen Partei Werbendienste leisten. Doch mir ist es vorläufig noch vom Schicksal bestimmt, beim Politisieren eher Geld auszugeben, als solches zu verdienen. Doch — sollen wir zwei das zum Maßstab unseres Handelns werden lassen? Wenn dem einen von uns die Politik Geschäft, Brotberuf ist, soll er da den andern dazu verleiten dürfen, in die gleiche Zeche einzufahren? So lebensgefährliche Sachen überlegen wir uns halt, besonders weil wir wissen, daß man nicht mehr herauskommt, falls es einem nicht paßt, ohne ein Renegat, Verräter und Ehrloser gescholten zu werden.

Komisch erscheint mir, Herr Doktor, daß Sie mich im zweit-letzten Abschnitt Ihrer Ausführungen noch foppen wollen. Sie fragen mich, ob ich schon in das Getriebe einer Gewerkschaft geschaut, ob ich mich schon praktisch mit den Fragen „Arbeit und Maschine“, „Wirtschaftsverband und politische Partei“, „Angebot und Nachfrage“, usw. befaßt hätte.

Genau so leicht anzüglich, wie Sie mich, könnte ich Sie vielleicht fragen: Sind die schönen Themata etwa die Titel Ihrer frühern Seminararbeiten? Sie wissen doch, daß da nicht jeder die gleichen Stoffe behandelt!

Noch anzüglicher wäre es, wenn ich zurückfragte: Sahen vielleicht Sie schon in eine Gewerkschaft hinein? Ich möchte nicht wissen, ob Sie mir eine sozialpolitische Definition der Gewerkschaft geben können, sondern ob Sie schon als Gewerkschafter tätig gewesen seien. Wenn nicht, so will ich Ihnen ver-

raten, daß das meinerseits schon der Fall war. Mit der „Frage“ „Arbeit und Maschine“ habe ich mich noch nicht besonders befaßt, dagegen längere Zeit im Übergewand an der Maschine gearbeitet und noch länger den Arbeitsgang an Dutzenden von Maschinen überwacht. Ferner habe ich, zwar nicht als Sekretär, sondern als simpler Beteiligter, im Wirtschaftsverband mitgekämpft und habe dabei sehr eindringlich erfahren, was die politische Partei neben dem Wirtschaftsverbände ist. Über „Angebot und Nachfrage“ erhielt ich längere Zeit auf dem Pflaster der Großstadt Anschauungsunterricht, was Ihnen aber als offenbar routiniertem Theoretiker kaum als vollgültigen Ausweis für die Fähigkeit, auf diesem Gebiete etwas mitzusprechen, gelten dürfte.

Ich kenne also diese schönen Dinge weniger aus der Phantasie, weniger vom Katheder herab und aus der sozialpolitischen Parteikommission heraus als aus dem prosaischen Leben. Mit Ihren einfachen „gesinnungstreuen“ Arbeitern, die, von irgendwelchem menschlichen Motive getrieben, so schön in Ihren Kommissionen mitarbeiten, imponieren Sie mir daher noch nicht vollständig, trotzdem ich nicht leugnen kann, auch Akademiker zu sein. Ebenso wenig mit der schönen Redewendung, man sollte nicht von Spitzbergen aus den Faschismus belächeln. .

Ich wurde vom Leben nicht darauf angewiesen, mir die Probleme erst im Rahmen Ihrer Partei zu suchen. Mich setzte das Schicksal ganz einfach auf einen freien Platz dieser holperigen Erde und sprach zu mir: „Da bist du, nun sieh selbst zu, wie du weiter kommst!“ Ecklige Geschichte, so was, nicht wahr, Herr Doktor!

Doch Sozialpolitik kann man auch betreiben ohne das erlebt zu haben, so gut wie ich „gesinnungstreu“ bleiben kann, ohne gleich in Ihre kommissionsgesegnete Partei einzutreten.

Behaupten Sie aber, Ihre freisinnige Partei lebe sich ein in die Sorgen und Nöte des Volkes, weil sie für alle Gerechtigkeit fordernde Volkspartei sei, so möchte ich Sie lieber an den Artikel des Herrn Niederer in der letzten Nummer des „Z. St.“ verweisen.

Mit Ihren Schlußfolgerungen über die letzte Akademiker-

tagung bin ich durchaus einverstanden. Wehklagen ~~ist~~ auch nicht meine Art. Drauf los und aktiv sein! Mit dieser Parole werden wir an die nächste Akademikertagung ziehen und uns sehr freuen, Sie dort wieder zu treffen. Bringen wir es dann soweit, daß wir beide die Überzeugung gewinnen können, „freisinnig“ und „freigesinnt“ seien Synonyme, dann wollen wir uns nach der Tagung trotz unserer kleinen Fehde als Schicksalsgenossen die Hand drücken.

E. R.

SCHAMLOSE ZEITUNGSSCHREIBEREI.

Vor mir liegen einige Nummern des laufenden Jahrganges einer Zürcher Tageszeitung. Wollten wir des Zürcher Volkes Mentalität mit derjenigen dieses Blattes identifizieren, so dürften wir uns nicht mehr arg verwundern, wenn aus andern Kantonen immer wieder der Ruf ertönt, die Zürcher hätten von allen Schweizern am wenigsten eidgenössische Gesinnung. Die Lektüre einer Zeitung wie der vorliegenden dürfte uns aber den wertvollsten Fingerzeig geben, warum man in andern Kantonen die Gesinnung der Zürcher gelegentlich etwas anzweifelt: unsere Miteidgenossen halten eben verständlicherweise die Zeitungsstimmen eines Standes für einen unverfälschten Ausfluß der Volksmeinung. Und gehen sie in diesem Urteil fehl, so liegt es an Zürich, den schwerwiegenden Irrtum dadurch zu korrigieren, daß es den wenig verantwortungsbewußten Zeitungsschreibern seine Meinung sagt.

Der Leitartikel in Nr. 51/1930 dieser „Zürcher“ Tageszeitung, überschrieben mit dem Titel „Südtirol bleibt der Drehpunkt“, stammt aus der Feder eines Herrn Prof. Dr. Paul Herre, Direktor im Reichsarchiv i. e. R. — Offenbar eine eminent schweizerische Angelegenheit, das Südtirol, eine Angelegenheit, die es wohl wert ist, daß man sich ihretwegen bei einem mächtigen Nachbarn des Verdachtes des Übelwollens aussetzt!

Doch es kommt besser: Nr. 52 bringt den redaktionellen Leitartikel „Unser Verhältnis zu Italien“, der eine scharfe Kritik der angeblichen italienischen Spitzeltätigkeit, des angeblichen Irredentismus im Tessin und der faschistischen Organisationen

in der Schweiz darstellt. Selbstverständlich hat der Schweizer das Recht, in seinem Lande das zu brandmarken, was nach seiner Überzeugung den Interessen des Landes entgegengesetzt ist, aber wenn man gleichzeitig erfährt, wie eine Zeitung sich zum Wortführer eines pangermanistischen Anspruches (Südtirol!) aufwirft, wird man gleich von einem leisen Zweifel an der eidgenössischen Objektivität eines alles andere als italienfreundlichen Artikels gepackt.

Doch jeder Redaktion könnte einmal dem redlichsten Bemühen um Objektivität zum Trotz aus kulturellem Mitgefühl ein politischer Lapsus passieren. Wollten wir damit unsere Zeitung entschuldigen, so gäbe schon die folgende Nr. 53 unserer Gutgläubigkeit wieder einen harten Stoß. Wiederum ist es der Leitartikel, der den schönen Titel trägt „Wie Rumänien seine deutsche Minderheit behandelt“. Darunter wird behauptet, die deutschen Schulen in Rumänien würden offiziell „abgewürgt“, und zum Schluß wörtlich verlangt: „es wäre wirklich nicht mehr zu früh, daß der löbliche Völkerbund mit dem bisherigen Komödienspiele des „Minderheitenschutzes“ Schluß mache und die rumänische Regierung im Ernst an ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen erinnerte.“ (!) — Ist es wirklich die erste Aufgabe einer schweizerischen Zeitung, den Völkerbund des Komödienspieles und der Pflichtvernachlässigung zu zeihen, weil sich dieser Völkerbund ein Prinzip zu eigen gemacht hat, dessen man dieses Schweizerblatt wahrlich nicht verdächtigen kann, nämlich bei Streitfällen beide Seiten anzuhören?

Man höre weiter: Auf der ersten Seite der Nr. 54 steht unter dem Titel „Spionageaffäre in St. Gallen“ der Satz: „Die „Libera Stampa“ (das sozialistische Tessinerblatt!) in Lugano bringt die Nachricht, wonach eine schwerwiegende Spionageaffäre in St. Gallen entdeckt worden sei. Es soll sich um allgemeine faschistische Spionage handeln.“ — Jedes Mittel, jede Quelle, im Notfalle selbst das Tessiner Sozialistenblatt ist dieser bürgerlichen Zeitung Zürichs gut genug, wenn es dem Zwecke dient, dem faschistischen Nachbarstaate eins auszuwischen.

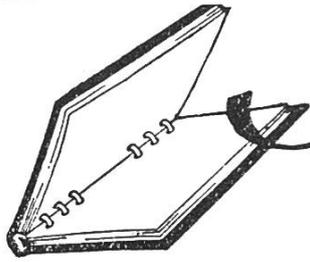
Daß System in der Sache liegt, empfindet man noch besser

bei der Lektüre eines Artikels der Nr. 56, worin wiederum auf der ersten Seite weithin sichtbar von einem Herrn Dr. Rud. Ergert in Eger „Die Lage der Sudetendeutschen“ in der Tschechoslowakei behandelt wird. In düstersten Farben wird uns darin das „tragische Schicksal“ der Danziger, der Saarländer, der Oberschlesier und der Sudetendeutschen vorgemalt. Der Satz „Gesetzliche Erdrosselungsbestimmungen (gegen die Sudetendeutschen) finden strengste Anwendung“, würde einem chauvinistisch - pangermanistischen Blatte Reichsdeutschlands alle Ehre machen, weniger aber unserer Meinung nach einer „neutralen“ Zürcher Tageszeitung. Welchen Vers sich die tschechischen Freunde der Schweiz nach solchen Anrempelungen über die Freundschaft der Schweizer machen werden, vermögen wir uns vorzustellen.

Nr. 57 bringt zuerst unter „Dichtung und Wahrheit“ die Feststellung, wie die Ladiner Südtirols unter italienischer Herrschaft in ihren Rechten beschnitten würden, dann folgt ein Produkt des gleichen Geistes unter der Aufschrift „Die italienischen Spitzel“.

Nr. 59 bringt auf der ersten Seite wiederum den Titel: „Die italienischen Spitzel“ mit ähnlichem „Freundschafts“-Erguß gegenüber Italien.

Wessen Geistes Kind diese Zeitung ist, kommt meines Erachtens am besten im Leitartikel der Nr. 61, betitelt: „Außenpolitische Rundschau“, zum Ausdruck. In rührend liebedienerischer Art wird darin unter anderem erzählt: „... die Engländer haben beim Tode des Großadmirals Tirpitz das große geistige Format dieses Mannes gerühmt und in der Tat zeigen auch die Erinnerungen des Großadmirals, daß dieser große Organisator nebenbei auch eine ungewöhnliche Geistigkeit und besonderes politisches Fingerspitzengefühl hatte; er ist keineswegs in die Reihe der blinden Bewunderer des kaiserlichen Regimes einzustellen, bewahrte sich trotz allerhöchster Gunst Unabhängigkeit und wäre vielleicht unter andern Umständen zu einem politischen Führer Deutschlands geworden, der ihm vieles hätte ersparen können...“ Der Name v. Tirpitz' ist den Völkern im Zusammenhange mit dem rücksichtslosen U-Bootkrieg zu bekannt, als daß wir hier noch ein Wort über ihn zu verlieren



Soennecken

Kolleg-Kette sind sehr praktisch und dauerhaft

Rüegg-Näegeli
S. C. B. A. - G. BAHNHOFSTR. 22 CENTRALHOF ZÜRICH



Wohin gehen in Begleitung von Damen?

Am Vormittag zum Apéritif zum Sprüngli-
Am Nachmittag zum Tee zum Sprüngli-

Und für galante Geschenke zum

SPRÜNGLI am Paradeplatz

DISSERTATIONEN

druckt sauber und zu vorteilhaften Bedingungen

BUCHDRUCKEREI „GUTENBERG“

Tel. 146 LACHEN AM ZÜRICHSEE Tel. 146

Reformschuhe für Damen und Herren

hygienisch, formschön, bestes Material in Box,
Chevreaux und Wildleder.

**Flechtschuhe, Lackschuhe,
Sandalen-Wanderschuhe**

Besuchen Sie uns unverbindlich!

Reformschuhhaus Elite, Untere Kirchgasse 4, Zürich 1.

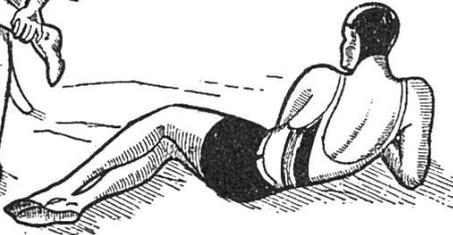
(Studierende gegen Ausweis 10% Rabatt).





**Stets
das Neueste**

in Bad-Anzügen
Bad-Mänteln
Bad-Mützen



OCH

Strand-Anzüge
Strand-Pyjamas
Strand-Schuhen
Strand-Hüten

Katalog No. 33 gratis

OKSPORT A.-G., ZÜRICH
Bahnhofstr. 56

*Maifahrten und Ausflüge
nach Wädenswil*

HOTEL DU LAC

Prächtiger Garten, renovierter Saal
mit erstklassigem Grammo.

Bekannt für sorgfältige Bedienung
aus Küche und Keller.

Gediegenes

Lokal

—

Speisen

Apéritifs



Bescheidene

Preise

—

Weine

Off. Biere

brauchten. Dagegen „wäre vielleicht“ unerseits die Frage am Platze, wie es mit der Unabhängigkeit eines schweizerischen Redaktors bestellt sei, der solche Loblieder auf den unseligen Mann singt, dem das neue Deutschland schon zahllose Flüche nachgeschleudert hat.

In Nr. 62 wird neben dem üblichen Alarmruf gegen den Faschismus wieder ein solcher über die unwürdige Behandlung deutscher Beamter in der Tschechoslowakei ausgestoßen. Letzterer wird wiedergegeben als eine Mitteilung des deutschen Auslandinstitutes in Stuttgart (!). Das deutsche Auslandinstitut scheint für diese Schweizerzeitung so etwas wie eine Amtsstelle zu sein, deren Auslassungen selbstverständlich einem schweizerischen Publikum nicht vorenthalten werden dürfen.

Nr. 63 erhebt unter dem Titel „Faschistisches“ folgende Forderung: „Die verschiedenen in letzter Zeit aufgedeckten Fälle faschistischer Spionage auf unserm Boden müssen die Aufmerksamkeit der schweizerischen Öffentlichkeit auch wieder auf die Organisationen der Faschisten auf unserm Boden lenken. Auf dieser politischen Zusammenfassung von Ausländern auf dem Boden unseres Landes entstehen ja fast alle jene Zwischenfälle, die in ununterbrochener Reihenfolge unter der Aufschrift „Faschistisches“ die Spalten unserer Blätter füllen... Es muß deshalb immer wieder die Forderung erhoben werden, daß diese Faschistenorganisation von unserm Boden verschwinden muß.“ — Diese schon stilistisch rührende Sorge um „unsern Boden“ wird gewiß bei den Zehntausenden von treudeutschen, frisch nationalisierten Schweizerbürgern in Zürich ihre Wirkung nicht verfehlen, und bei ihnen vollends die Überzeugung wecken, daß endlich auch bei uns etwas für den „Anschluß“ getan und zielbewußt für eine Befreiung der unter dem welschen Joche schmachtenden deutschvölkischen Schweizerkantone gearbeitet werden muß.

Wie weit sich diese Schweizerzeitung mit den pangermanistischen Reaktionären identifiziert, zeigt der Leitartikel in Nr. 66, der im wesentlichen die Wiedergabe des Artikels eines Majors a. D. Ableiter in Nr. 100 der alldeutschen „Süddeutschen Zeitung“ ist. Der Leitartikler macht sich die unverfrorene Behauptung des deutschen Majors, ohne die geringste Ein-

schränkung zu eigen, wonach die K r i e g s s t ä r k e des neuen Deutschland 100 000 Mann betrage gegenüber $4\frac{1}{2}$ Millionen Frankreichs und $2\frac{1}{2}$ Millionen Polens., Frankreich 37 000 und Polen 9 700 Flugzeuge besitzen, Deutschland dagegen k e i n e i n z i g e s usw. Der schweizerische Leser ist ja im allgemeinen etwas naiv, aber für so dumm sollte man ihn doch nicht halten, ihm Märchen aufbinden zu wollen, von deren Verlogenheit in Deutschland jedes Schulkind weiß.

Müssen wir es da nicht als vollendete Heuchelei betrachten, wenn der Leitartikler zum Schlusse elegisch ausruft: „Dies ist das Ergebnis der zehnjährigen „Anstrengungen“ des Völkerbundes und eines halben Dutzend Konferenzen zur Herbeiführung einer allgemeinen Abrüstung. Trotzdem soll es noch harmlose Seelen — darunter sogar verantwortliche schweizerische Staatsmänner — geben, die glauben, daß der Völkerbund im Ernste an einer allgemeinen Abrüstung arbeite. Die obigen Zahlen zeigen auch deutlich, welch furchtbare Bedrohung Deutschland mit seiner Reichswehr von 100 000 Mann und seinen 288 Feldgeschützen für die „Sicherheit“ seiner nahezu wehrlosen Nachbarn Frankreich, Polen und Tschechoslowakei bedeutet . . .?“

Was halten wohl unsere Völkerbundsfreunde, die ehrlichen und überzeugten, von dieser Manier, jede Ordnung in Europa, die den imperialistischen Intentionen eines allzubekanntem Deutschland nicht entspricht, der Ungerechtigkeit und Willkür zu bezichtigen? Sie werden es bestimmt nicht vergessen können, wie es in Europa aussähe, wenn wie ehemals je wieder ganze Länder mit den Absätzen preußischer Militärstiefel regiert werden sollten. Sie werden sich des namenlosen Leides erinnern, das jahrzehntelang Millionen europäischer Menschen erlitten, die das Unglück hatten, als Teile fremder Nationen unter der rücksichtslosen Despotie der Militärmonarchien Österreich-Ungarn und Deutschland-Preußen zu leben. Blut und Tränen bildeten den Strom, auf dem der imperialistische Größenwahn bis 1918 auf Prunkgaleeren dahinsegelte. Das haben sich die Völker Europas gemerkt; die Einsichtigsten und Besten sehen auch in Deutschland ein, daß andere Methoden nottun.

Schweizerischen Zeitungsschreibern blieb es vorbehalten,

systematisch unser ehrliches Volk gegen die neuerstandenen Völker aufzuhetzen, schweizerische Zeitungsschreiber dürfen ungestraft in unserm Lande die Auffassung verbreiten, als ob alles in der außerdeutschen europäischen Politik auf Lug und Trug beruhe, ungestraft dürfen sie unser herzliches Einvernehmen mit allen uns umgebenden Völkern sabotieren und als Gipfel der Frechheit unsere eigenen Staatsmänner der politischen Beschränktheit bezichtigen.

Von einem rechtsradikalen reichsdeutschen Blatte könnte man eine solche Sprache erwarten, nicht aber von einer „schweizerischen“ Tageszeitung. Will das Blatt in dieser Manier weiterfahren, so möge es wenigstens seinen Namen ändern und sich am besten „Treuteutsche Schweizerzeitung“ oder ähnlich schimpfen, dann wissen wir wenigstens, woran wir sind.

H. Stünzi.

NATIONALISMUS UND HUMANITÄT.

Ausgangswort: „Meinte stets, von nun an könnte nur noch auf der Basis Mensch diskutiert werden.“

Im offenen Brief an Herrn Luchsinger in der Februarnummer.

Die banale Idee der Humanität spukt also noch immer. Im Scheler'schen Sinn „Basis Mensch“ gebe ich zu, für die Ergründung des Wesens und der Stellung des Menschen überhaupt, als kalte Materialwissenschaft. Aber bitte nicht als Idee; das „nur“ im zitierten Satz ist dann doch etwas irritierend. Der Humanitätsgedanke gehört doch wohl dem letzten Jahrhundert an; man beachte:

Das 19. Jahrhundert, Sie kennen es: Fortschritt, Kultur, Freiheit, Fortschritt; man weiß das heute und hat oft genug darüber gespottet. Der Ernst des Lebens, die schweren Aufgaben und Pflichten, der Aufstieg der Menschheit, Fortschritt, hinan! Aber man „wollte auch nicht so sein“, man hatte auch noch Sinn für das Edle, Schöne, Gute. Da war der Humanitätsgedanke willkommen. Man denke: technische Eroberung der Welt, die gewaltige Macht des Menschen, aber auch (mit Tränen der Rührung) eine Idee, eine wahrhafte Idee: alle Menschen sind im tiefsten Grunde gleich, sind gut. Man verstand doch seinen Goethe in der Iphigenie: ha, welch tiefer Gedanke: selbst

im Barbaren Thoas glimmt das ewig Menschliche, das Gute. Und die Griechen im bürgerlichen Deutschland: jeder Schüler sagte zwei Chorlieder aus der Antigone her und jeder Gymnasiallehrer war ein Grieche.

Also diese Idee war ein Notbehelf in der eignen Dürftigkeit; seit Nietzsche für ein Kind erklärbar. Und dann ist sie von einer verblüffenden Primitivität. Wir haben begonnen, historisch und psychologisch denken zu können, und wer heute die Verschiedenheiten, prinzipiellen Verschiedenheiten nicht sieht, ist als primitiv zu bezeichnen. Eines ist überall gleich: das heilige Leben; aber wir müssen lernen das Mannigfaltige sehen, das der Geist an jedem Ort und zu jeder Zeit aus dem Leben schöpfte und gestaltete. Der Geist (ich meine nicht den Widersacher, sondern den Gestalter des Lebens) ist sehr verschieden in den Zeiten und an den Orten. Und dies hat das letzte Jahrhundert im Prinzip glatt übersehen und sah das Gleiche an einer falschen Stelle. Gleich ist nur dies: daß das Leben und das Erlebte gestaltet wird, und das Wie ist mannigfaltig. Wir können heute griechische Kunstwerke nicht primär nachfühlen, wir vermögen sie bestenfalls im großen Zusammenhang griechischen Geschehens zu verstehen. Und es geht nicht an, über das Nibelungenlied zu schwafeln und ewige Gedanken darin zu finden, ohne die gesamte Kultur jener Zeit zu kennen. Aber gerade nur der kann wahrhaft verehren, der den großen Reigen sieht und die Verschiedenheit der Gestalten und der Blumen, die sie tragen.

*

Der Humanitätsgedanke soll also eine gewisse Verbundenheit herstellen. Er ist gefallen, aber die Verbundenheit bleibt von Belang. Die Verwurzelung des Individuums — mag es noch so bedeutend und einsam sein — in irgend einem Boden ist so notwendig wie je. Und wo finden wir die Verwurzelung, die der geistigen Lage unserer Zeit gemäß ist? Vitalität, Seele, Leben, Leben sind zeichnende Schlagworte. Kein sentimental moralisches retour à la nature, aber man soll das Bunte wieder sehen und die Erde lieben und soll in der Verwurzelung leben, die die ursprüngliche und ewige ist, und sie gestalten.

„Schaffende waren erst Völker, und spät erst Einzelne“

steht im Zarathustra von tausend und einem Ziele. Homer und Platon waren Griechen, nur Griechen. Der Größte vermag nichts, was nicht in dem Volk, aus dem er kommt, schlummert. Der Verbindung, des Mutterbodens bedarf jeder, und wer sie nicht hat und nirgendwo ein Stück Erde, Heimat liebt, der ist entwurzelt, krank und unschöpferisch.

Darum ist es berechtigt, von dem zersetzenden Geist zu sprechen, und ist es an der Zeit, an eine Säuberung des europäischen Geistes zu denken — und nicht nur zu denken. Über einen Nationalismus allerdings, wie ihn das „Schweizerbanner“ fabriziert, der aus Juden- und Freimaurerhetze besteht, verliere ich kein Wort. (Besonders eigenartig ist hier die Methode, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben, will sagen, das Judentum zu bekämpfen vom Standpunkt seiner eigenen besten Blüte aus: dem Christentum). Dennoch möchte ich jedem Akademiker das Problem Nationalismus angelegentlich zum Überdenken empfehlen; denn es ist ganz offensichtlich heute bedeutsam.

Bedeutsam nicht nur als Reaktion auf den modernen schleimigen Internationalismus, sondern als positive Lebenshaltung. Ich glaube die Notwendigkeit einer rationellen Gesamtorganisation auch zu sehen. Aber man soll sich auch hier jedes Fortschrittfimmels schämen. Die internationale Ordnung mit schrankenlosester Taylorisierung ist noch nicht das Höchste, meine Herren. Vor allem soll man sich hüten, eine solche Sache, wo man das Verschwenden verlernen muß, weltanschaulich zu stützen. Das ist der große Unsinn. Praktisch soll man das Praktische behandeln, ohne Geschwafel, und mit Ideen das, was ideenträchtig ist. Aber gegen den Brei Internationalismus als Weltanschauung und Weltanschauung als internationalen Gemeinplatz soll jeder saubere Mensch einfach Ekel empfinden. Der liebe Gott ist international, reist erster Klasse gleich in Europa, China und Amerika (wie man sieht, hat er sich mit seinen Erfindern, entwickelt). Wiederum Humanität: die strahlenden Gesetze ewiger Menschlichkeit, heiligen Friedens regen sich im Chinesen wie im Eskimo und Deutschen und Franzosen. Graf Coudenhoves wahnsinnig bedenkliche Phrasen werden auswendig gelernt. Es lebe der internationale Sumpf Europa!

Nein! Gebt dem Teufel, was des Teufels ist, das heißt, wir wollen organisieren, weil es sich als nötig erwiesen hat. Aber wir konstruieren nicht danach eine banale und primitive Weltanschauung, sondern geben auch Gott, was Gottes ist, das heißt wir gründen unsere Haltung auf das Ursprüngliche und das was bleibt; und vergessen nicht die Verwurzelung; die Verwurzelung mit unserer Erde, der Heimat und dem Volk, mit dem ursprünglichen Leben, nach dem die große Sehnsucht unserer Zeit geht. Und im übrigen betrachte jeder, auf historische und jede Weise, die Bedeutung des „Volkes“ für alles Leben und alle Kultur; und sehe jeder, was er mit dem so oft schief belächelten Wort „Heimat“ dann anfängt. **Wolgensinger, phil.**

ARBEIT FÜR DEN EISERNEN BESEN.

Es ist klar, daß wir uns nicht aufregen, wenn wir auf dem Programm der russischen Auslandagitation einen putschistischen Frühling in der Schweiz geplant finden, denn dieses Programm enthält noch vieles, worüber man nicht nachdenken, wohl aber kopfschüttelnd hinweg gehen muß.

Etwas anderes ist es aber, das unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen soll. Es ist die Tatsache, daß der größte Teil der moskowitzischen Großmäuler und Radaumacher, die unser Land hin und wieder mit einem roten Kampftag oder einem Treffen der Anhänger des russischen Paradieses beglücken, nicht Schweizer, sondern bloß in der Schweiz ihr Brot verdienende Ausländer sind. Welcher Rasse diese Helden des Sowjetsternes angehören, soll dahingestellt sein, für uns genügt die Tatsache, daß sie in unserem Lande wohnen, von unserem Staate die Niederlassungsbewilligung erhielten (vielleicht sogar darum dringend baten) und nun als obersten Grundsatz die Zersplitterung der Bevölkerung dieses Landes haben.

Es scheint ungerecht zu sein, wenn man Ausländer, die in unseren Marken ihr Brot verdienen dürfen, und zum Danke dafür Ruhe und Ordnung gefährden, straflos herumlaufen läßt. Es ist sicher falsch, die Organisatoren revolutionärer Veranstaltungen und Putsche einige Stunden hinter Schloß und Riegel zu

setzen, um sie nachher wieder der Freiheit zu geben, ohne sie auf irgend eine Art empfindlich zu bestrafen. Es gibt Naturen, die nur durch Eindrücke mächtigster Art irgendwie angeregt werden können; genau gleich finden wir auch Individuen, die nur durch empfindliche Strafen von ihren Untugenden abgehalten werden können; zu diesen zählen die meisten dieser moskowitzischen Leithammel.

Die Streikkrawalle in Basel, die Versuche zu einem Treffen in Baden, sowie die vor auszusehenden Pöbeleien in den größeren Schweizerstädten, lassen uns darüber nachdenken, ob es nicht ratsam wäre, diesen Predigern des russischen Paradieses gegenüber geziemende Waffen zu gebrauchen.

Die Art und Weise wie Rußland die Gegner des herrschenden Systems behandelt, könnte uns in dieser Beziehung zum Vorbild werden. Mit gleicher Durchschlagskraft wie sich Rußland von allen wesensfremden Elementen säubert, könnten auch wir die geleithammelten Radaubröder Stalins abschütteln.

Es wäre an der Zeit, einmal darüber nachzudenken, daß wir in unserer Bundesverfassung eine Bestimmung haben, die Landesverweisung vorsieht für alle Ausländer, die die bürgerliche Ruhe und Ordnung in der Schweiz gefährden. Würde dieser Paragraph so gehandhabt, wie er gehandhabt sein will, dann wäre die moskowitzische Fraktion bald auf ein Minimum reduziert.

Wir müssen noch dazu kommen, daß wir jeden aus dem Ausland eingereisten, für Umsturz und Revolution, gegen Staat und Recht agitierenden Söldling Moskaus rücksichtslos wieder ausweisen. Diese Verhaltensweise wird es auch ermöglichen, andern ausländischen Einflüssen wirkungsvoll entgegentreten zu können. Die Folge einer solchen Einstellung würde wahrscheinlich daran zu beobachten sein, daß das Interesse der Schweizer für schweizerische Angelegenheiten wieder wachsen würde, während der Kampf in unserem Lande um fremde Ideale beträchtlich zusammen schrumpfte, um zur Bedeutungslosigkeit hinunter zu sinken.

Sobald die Schweiz einmal von allen ausländischen Radaumachern gesäubert sein wird, ist es auch möglich gegen die verseuchten und angesteckten Mitbürger aufzutreten. Organisa-

tionen und Einzelwesen sind heute so vom Staate abhängig, daß ein bloßes Unterlassen des letzteren genügt, um seinen Willen durchzusetzen. Wäre es nicht möglich, durch den Entzug sämtlicher Subventionen und Unterstützungen solche von moskowitzischen Ideen durchseuchte und verblendete Teile des Staates wieder zur Besinnung zu bringen? Ein einziger Griff würde genügen, um hunderte dieser Schreier zur Besinnung zu bringen. Ganz nebenbei bemerkt würde ein derartiges Eingreifen gegen staatsfeindliche Gewalten auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich ziehen, während schon lange niemand mehr auf das Zähnegefletsch achtet, das dem Schweizer durch die täglichen Anpöbeleien von Osten her abgerungen wird.

Sei dem wie es wolle, erste Pflicht unserer Behörden ist und bleibt es, den arbeitswilligen Arbeiter und den staatsfreundlichen Bürger zu schützen und ihm seine Sicherheit zu garantieren. Erst wenn wir es fertig gebracht haben, unser Land von all diesen ausländischen Parasiten zu reinigen, sind wir wieder würdig, ein freies Land zu heißen; erst dann ist es überhaupt auch möglich, daß wir ein freies Land im wahren Sinne des Wortes sind. Ein wenig mehr vom Geiste der alten Eidgenossen, etwas weniger Egoismus, und wir sind wieder fähig, den feindlichen Mächten die Stirne mit Erfolg zu bieten und unserer eigenen Sache mehr Interesse zu widmen. „Wir wollen keine fremden Richter haben“, das war der Grundsatz, für den die Eidgenossen alles opferten; weshalb sollen wir nicht diesen Opfersinn aufbringen können, wenn es gilt, das Erbe, das uns aus diesem heißen Ringen hervorging, zu verteidigen.

Ackermann, phil. I.

ANONYM?

Noch vor kurzem war es gute Sitte, Artikel im „Zürcher Student“ mit dem vollen Namen zu unterzeichnen. Selbst ein Hinweis auf die Fakultät des Schreibers fehlte in der Regel nicht. Das war damals, als der „Zürcher Student“ noch dem engeren Kreise der Universität allein angehörte.

Nun scheint dies anders zu werden. Ganz natürlich. Denn der „Zürcher Student“ ist gewachsen. An Umfang und Auflage

gemessen ist er nun über das Kindesalter hinaus und gehört bereits zu den Jugendlichen im Blätterwalde. Der Übergang, das kritische Alter macht sich bemerkbar. So schlecht es unserem Blatt auch stehen mag, schon fängt es an die Erwachsenen zu kopieren. Zum mindesten in einem Punkt. Die vielgerühmte Anonymität der Presse hat im „Zürcher Student“ Eingang gefunden.

In der Mai-Nummer habe ich neben vier mit ihren Namen zeichnenden Artikelschreibern die folgenden geschätzten Mitarbeiter kennen gelernt: einen Krittler, auditor, H. W., K. G., M. B. und Bg. (Die Verfasser der offiziellen Mitteilungen und Buchbesprechungen nicht mitgerechnet.)

Nicht alle dieser Zeichen sind mir rätselhaft geblieben. Einen der namenslosen Autoren hatte ich bald entdeckt: den auditor. Schließlich war dies nicht allzu schwer. Die Zahl der Auditoren am Bezirksgericht Zürich ist nicht allzu groß und die Zahl derjenigen unter ihnen, die den Mut und den Willen aufbringen, eine eigene Meinung zu haben und zu formulieren, weit geringer. Endlich verrät auch der Stil. In diesem einen Falle war meine Neugierde bald befriedigt. Aber der Sache wegen, die unser auditor mit ebensoviel Geschick als Geschmack vertritt, habe ich es von Herzen bedauert, daß er mich überhaupt nach seinem Namen neugierig werden ließ. Nicht auf die Idee allein kommt es an, sondern oft ebensosehr auf die Persönlichkeit, die sie vertritt. Hätte uns der Artikelschreiber durch seinen Namen verraten, daß sich hinter dem bescheidenen auditor einer verbirgt, der unter seinen Studiengenossen zu den besten zählte und dessen Name auch in weiteren Kreisen des Verbandes schweizerischer Studentenschaften guten Klang hat, kurz, hätte er neben seinem Aufsatz noch seine Persönlichkeit mit in die Front gestellt, so wäre damit der Sache, für die er kämpft, besser gedient gewesen. Nicht irgend welche Rücksichten, davon bin ich fest überzeugt, sondern allein Bescheidenheit, vielleicht auch sein künstlerischer Gestaltungswille, die Absicht nicht für sich, sondern als einer von vielen zu reden, bewog ihn, vor der Öffentlichkeit als einfacher auditor zu erscheinen.

Im Einzelfalle mag sich solches immer rechtfertigen lassen. Doch wie, wenn die Fälle sich häufen? Mehr als die Hälfte der

Mitarbeiter der letzten Nummer verbirgt sich unter schützenden Tarnkappen. Soll diese anonyme Bescheidenheit zur Regel werden? Wollen wir, brauchen wir die Anonymität im „Zürcher Student“?

Nein!

Du herrliche Anonymität der Presse, einst als Errungenschaft der Freiheit des 19. Jahrhunderts gefeiert, heute als Symbol der Charakterlosigkeit der Gegenwart von manchen verachtet, wir wollen dich nicht, so bescheiden, so demokratisch, so schweizerisch du dich auch gibst!

Anonymität kann bescheiden sein. Häufiger entspringt sie der Scheu vor Kritik. Gefährlich aber wird sie, sobald die Minderwertigkeitsgefühle des Autors mit dem Bewußtsein kompensiert werden, Ausdruck der öffentlichen Meinung zu sein. Dann wird Anonymität zur schillernden Seifenblase. Unter dem Strich, beim Herrn Kunstkritiker, der seine unmaßgebliche Meinung und künstlerische Unproduktivität im hochtrabenden pluralis majestatis produziert, fängt dies an. Mit dem Leitartikel des Herrn Chefredaktors, der sich als anonymer Ausdruck unabsehbarer Wähler- und Parteimassen fühlt, hört der Schwindel auf. Was aber für die Blätter aller möglichen Verbände Sinn hat, weil es deren innerer Struktur entspricht, paßt noch lange nicht für die Studentenschaft.

Die Studentenschaft ist keine gleichförmige Masse, kein organisches Ganzes, sondern ein Konglomerat vieler eigenwillig orientierter Einzelner. Dies wird ihr oft zum Vorwurf gemacht. Mit Recht, denn unsere Organisation leidet unter diesem Zustand. Und doch zu Unrecht, denn es wäre um die Studentenschaft schlimm bestellt, wenn es anders wäre. Die Studienzeit erlaubt es, fordert es von jedem, ganz nur sich selber zu sein. (Die Praxis wird dereinst unserem Individualismus nur allzu-rasch den Garaus machen.) Der „Zürcher Student“ soll nicht Ausdruck gleichförmiger namensloser Massen, sondern ein Querschnitt durch die tausendfache Individualität Studentenschaft sein. Zu dem wenigen aber, das uns charakterisiert und unterscheidet gehört der Name.

Aber nicht nur um eine selbstgenügsame Individualität zu wahren, lehnen wir die Anonymität im „Zürcher Student“ ab.

Weitere, tiefere Gründe sprechen mit. Forderungen des politischen Denkens jüngster Zeit diktieren uns unsere Stellungnahme. Anonymität ist uns zu demokratisch, zu schweizerisch. Im schlechten Sinne dieser hohen Worte. In der politischen Führerkrisis wirken sich heute die Folgen Jahrzehnte während der anonymer Demokratie aus. Vergebens fordert die akademische Jugend von den politischen Parteien überragende Leiter. (Zahlreiche Artikel im „Zürcher Student“ und andern Blättern, sowie die Diskussionen am letzten schweizerischen Akademikertag in der E.T.H. zeugen dafür.) Der Ruf ergeht schon lange. Aber noch ist keiner auf den Plan getreten, dem die Rufer Gefolgschaft leisten. Das Führerproblem ist nicht nur in der schweizerischen Demokratie akut geworden. Seine Lösung jedoch wird erst einer Generation gelingen, die gewohnt ist, weniger Rücksicht zu üben, und weniger auf Name, Mut und eigene Meinung zu verzichten, als dies in der Gegenwart geschieht. Das Forum der Öffentlichkeit ist heute die Presse. Und dem „Zürcher Student“ als Übungsheft der neuen Generation erwächst die Aufgabe, diese heranzubilden.

Dies sind neben andern die Gründe, die mich bestimmen, die Anonymität für den „Zürcher Student“ abzulehnen. Wir wollen sie nicht, wir brauchen sie auch nicht. Selbst wenn es sich um die Diskussion heikler Angelegenheiten, um Studien- und Examensfragen handelt. Meine Erfahrung reicht in dieser Hinsicht allerdings nicht über den Kreis der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät hinaus, deren Dozentenschaft allen studentischen Vorschlägen, so extravagant diese auch scheinen mochten, stets Objektivität und Interesse entgegenbrachte. Was aber bei den viel verlästerten Juristen möglich ist, ist andernorts sicherlich nicht ausgeschlossen. Der „Zürcher Student“ bietet uns ein herrliches Tummelfeld. Die es nützen, sollen herzhaft Studenten, aber keine Schatten, keine Schemen, keine Anonyme sein.

Robert Tobler, jur.

EINBILDUNG.

Was ist Einbildung? — Die Überschätzung der individuellen, besonders der geistigen Fähigkeiten durch das betreffende Individuum selbst.

Die Einbildung ist das Kardinallaster der Gebildeten. Die Hochschulen aber sind die Seuchenherde, in denen dieses schwere Übel ausgebrütet und verbreitet wird.

Nirgends liegt die Selbstüberschätzung so drohend nahe, wie auf geistigem Gebiete, weil sich die Werte nicht wie die Materie und das, was mit dieser zusammenhängt, also auch alle physischen Kräfte, genau messen und daher ziemlich richtig einschätzen lassen.

Wer etwas zu wissen glaubt, was andere nicht wissen, fühlt sich diesen in der einschlägigen Geistesdomäne überlegen. Wer v i e l mehr weiß, als die Durchschnittsmassen der Menschheit, glaubt dementsprechend turmhoch über die Menge hinauszuragen.

Diese Annahme kann stimmen, tut es aber in den seltensten Fällen: der Rest ist Wahn, E i n b i l d u n g.

Warum? Weil die Legionen der Vielwesser, der Allerweltsweisen fast immer auch zu verstehen wähnen, was ihnen kaum recht durch Übermittlung auseinandergelegt worden ist. Ist sich einer halbwegs über eine Definition, beispielsweise der Nationalökonomie, klar geworden, so bläht er sich auch schon vor der staunenden „Laien“-Welt als vollendeter Volkswirtschaftler auf. Zwar sind über die Sache schon viele dickbändige Fundamentaltheorien geschrieben worden, die ihrerseits wieder e i n e U n m e n g e von Streitschriften für oder gegen die Richtigkeit ihrer Begriffsauslegungen nach sich zogen, aber das weiß der „ungebildete“ Laie gewöhnlich nicht, ist sich zum mindesten nicht klar über den Umfang des Gebietes und kann sich daher auch keine Vorstellung vom Verhältnis zwischen dem Wissen des Adepten und dem Gesamtstoff machen.

Dieses Mißverhältnis aber zwischen Schein und Wirklichkeit ist fruchtbarster Boden für die saftig ins Kraut schießenden Phantasiepflanzen der Einbildung; die Wirkung der Zauberkünste eines Medizinmannes ist umso größer, desto kompletter die Ignoranz seines Publikums ist; sein Ruhm, sein Erfolg, seine Macht, beruhen einzig auf diesem krassen Zwiespalt, nicht aber auf wirklichem Wissen oder Können.

Je mehr Wissensbegriffe dem Gehirn eines Menschen zugeführt werden, desto größer ist die Gefahr der Selbstüberhebung

bei diesem, ganz davon abgesehen, daß jeder, auch der scharfsinnigste Verstand immer eine gewisse Zeit zur Verarbeitung neu auf ihn eindringender Begriffe braucht.

Wer je Einblick in den Lehrbetrieb einer Hochschule erhalten hat, sieht nach diesen Auseinanderlegungen ohne weiteres ein, daß tatsächlich nirgends mehr Unheil im Gleichgewicht mittelmäßiger Köpfe angerichtet wird, als gerade hier. Und zwar ganz einfach deshalb, weil sich heute, bei der ungeheuren Ausdehnung sämtlicher Wissensgebiete, jede Fachvorlesung auf die Skizzierung der Grundrisse und der Struktur der betreffenden Wissenschaft, sowie darauf beschränken muß, dem Studierenden allgemeine Wegweisungen und Anleitungen zu geben, nach denen er allmählich, im Laufe der Jahre seiner Praxis, sich in die Materie einarbeiten kann.

Darum kann sich heute selten mehr einer, der mit dem erworbenen Grad eines „Doktors“ die Hochschule verläßt, rühmen, nun auf dem Gebiete seiner Spezialwissenschaft wirklich ein Gelehrter geworden zu sein. Das traf wohl in frühern Zeiten meist zu, heute aber ist der junge Doktor nichts anderes mehr als einer, der sich knapp darüber ausweisen konnte, daß er die Gedankengänge und Denkmethode seiner Lehrer in ihren Umrissen begriffen habe.

Dafür aber verläßt gewiß die Mehrheit dieser ‚Doktoren‘ die Universität im menschlich begreifbaren Wahne, nun vollendete Gelehrte zu sein, deren Beruf es jetzt sei, ihre Umwelt mit den heißersehnten Segnungen ihrer frischerworbenen Weisheit zu beglücken.

Und dies naive Mehrheit von „Gelehrten“ bildet in der Welt den Generalstab und das Offizierskorps der Millionenarmee der an größtenteils unheilbarer Einbildung Leidenden.

Die Tatsachen zeigen leider, daß das Übel der Einbildung umso hartnäckiger an dem von ihm Befallenen haftet, desto mehr Schulen dieser genossen, desto mehr Begriffe — Pfauenfedern für eine ihm lächerlich anstehende Indianerausrüstung! — er sich angeeignet hat.

Niemand wird mehr fragen, ob Einbildung wirklich gefährlich sei, nachdem er erfahren hat, daß gerade die „Gebildeten“,

die anerkannten und angerufenen Führer des Volkes; prozentual von ihr am stärksten befallen sind.

Jeder Straßenkehrer würde jetzt begreifen, daß die Großzahl der tragischen Weltkatastrophen den verhängnisvollen Auswirkungen der Einbildung zuzuschreiben sind, und daß die Übel der Welt auf einen verschwindenden Bruchteil ihres Umfanges reduziert werden könnten, falls es gelänge, die Suprematie der Einbildung zu brechen.

Heilmittel gegen die Einbildung? Es gibt deren viele. Praktische Lebenserfahrung ist vielleicht das wirksamste, braucht aber Jahre, um im angekrankten Bewußtsein durchzudringen. Auch das Waltenlassen der natürlichen Intelligenz und die offizielle Anerkennung ihrer Gleichberechtigung mit angelerntem Vielwissen wäre eine Möglichkeit, die übrigens von den meisten Praktikern und autodidaktischen Nicht-Akademikern verlangt wird.

Die naheliegendste, unschädlichste, und der wirklichen Wissenschaft zu hoher Ehre gereichende Methode wäre wohl die: Abolition des international geltenden Brauches, den Absolventen der Hochschulen die Doktorwürde rein nur auf Grund einer einzigen Arbeit zuzuerkennen, Ausstellung eines der bisherigen Doktorwürde gleichwertigen Diploms, oder aber Schaffung eines neuen akademischen Titels, der nur auf Leistung absolut selbständiger Denkarbeit nach Abschluß des Hochschulstudiums und auf Prüfung der Ergebnisse derselben durch eine, nur aus wirklichen Autoritäten zusammengesetzte Landeskommission verliehen würde und den Titelträger vor aller Welt als tatsächlichen Gelehrten beglaubigte. **K. Graf.**

AUSTRIA

III. Sorte, Austria=Khedive, Memphis

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Hans S e n n von Baden, Aargau (Dissertation: Rechtliche Natur des Pensionsanspruchs der Bundes-Beamten, -Angestellten und -Arbeiter); Fräulein Alice W e b e r von Russikon (Dissertation: Die Staatsangehörigkeit der Ehefrau nach dem französischen Gesetz vom 10. August 1927); Herr Alfred F a r n e r von Zürich (Dissertation: Die Lehre von Kirche und Staat bei Zwingli); Herr Fritz P e s c h von Zürich (Dissertation: Die staatsrechtliche Bedeutung des eidgenössischen Budgets); Herr Carl G s e l l von St. Gallen (Dissertation: Der Schutz der Titel von Geisteswerken. Eine rechtsvergleichende Darstellung unter besonderer Berücksichtigung des deutschen, französischen und schweizerischen Rechts);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Caspar D e n o t h von Remüs (Dissertation: Die bündnerischen Zölle und Gefälle von der Mediation bis zu ihrer Ablösung. Ein Beitrag zur Geschichte der Finanzen des Kantons Graubünden); Herr Hans M u n z von Donzhausen, Thurgau (Dissertation: Die Kontokorrent-Bedingungen der Banken unter besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Verhältnisse).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Aba J a k u b o w i c z von Wadowice, Polen (Dissertation: Über protozoenartige Gebilde in Zellen verschiedener Organe des Menschen und ihr Zusammenhang mit Lues Congenita); Herr Johann Georg S c h ö n e n b e r g e r von Mosnang, St. Gallen (Dissertation: Die Leukozytenkurve in- und außerhalb der Gestation. Ein Beitrag zur Klärung des Wesens der hämoklasischen Krise Widals); Herr Georg Leonhard D ü r s t von Diesbach, Glarus (Dissertation: Studien über schizophrene Einschlüge in manisch-depressiven Stammbäumen); Herr Walter Josef H e ß von Engelberg, Obwalden (Dissertation: Die bei der Schweiz. Unfallversicherungsanstalt Luzern angemeldeten Oberschenkel-schaft-Frakturen der Jahre 1924, 1925, 1926; 305 Fälle); Herr Max G u g g e n h e i m von Lengnau, Aargau (Dissertation: Die Linksverschiebung im weißen Blutbild bei der Tuberkulose).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Frau Martha E h r e n s b e r g e r von Küsnacht, Zürich (Dissertation: Über künstlich erzeugte Caries incipiens des Schmelzes und über die Remineralisationsmöglichkeit der natürlich entstandenen Caries incipiens).

An der philosophischen Fakultät I haben promoviert: Herr Josef A m a n n von Tablat-St. Gallen (Dissertation: Theodor Curti, der Politiker und Publizist. Ein Beitrag zur neueren Schweizergeschichte); Herr Herbert S t e i n e r von Affoltern b. Zch. (Dissertation: Der Chevalier de Méré); Herr Albert M a c k von St. Gallen (Dissertation: Christian Morgensterns Welt und Werk); Fräulein Maria S c h u b i g e r von Solothurn (Dissertation: Giuseppe Mazzini im englischen Geistesleben).

An der philosophischen Fakultät II: Herr Ernst H e r b e n e r von Schaffhausen [Dissertation: Über Kongruenz- und Transformationsgruppen

und definite Hermite'sche Formen im Körper $\lambda(\sqrt{-1})$; Herr Fritz L a v e s von Göttingen (Dissertation: Die Bau-Zusammenhänge innerhalb der Kristallstrukturen).

Zürich, den 13. Mai 1930.

Sekretariat der Universität: F. P e t e r.

Darlehenskasse der Studentenschaft der Universität Zürich.

Wir machen alle Kommilitonen speziell auf das Inserat obiger Institution aufmerksam. Die Darlehenskasse steht jedem tüchtigen Studierenden zur Verfügung, der sich in einer dauernden oder auch nur vorübergehenden Notlage befindet. In diskreter und kameradschaftlicher Weise behandelt sie die Darlehensgesuche und ihre Geschäftsführung ist jederzeit bereit, den Studierenden mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN DES VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHNISCHEN HOCHSCHULE. ETH-Fest.

Der Verband organisiert im Verein mit Behörden und Dozentenschaft im Herbst 1930 aus Anlaß des 75jährigen Jubiläums der Eidgenössischen Technischen Hochschule und der Eröffnung des Studentenheims an der ETH ein ETH-Fest in den Räumen des Hauptgebäudes.

Die Festlichkeiten dauern drei Tage und zwar: Donnerstag bis Samstag, den 6., 7. und 8. November 1930. Es sind Anlässe verschiedenen Charakters im Stadttheater, der Tonhalle, im Grand Hotel Dolder und in der ETH selbst vorgesehen. Aus dem vorläufigen Programm sei folgendes mitgeteilt:

Freitag, 7. November 1930: Fackelzug des Verbandes der Studierenden der ETH.

Samstag, 8. November 1930, 16 Uhr: Einweihung des Studentenheims; 20.30 Uhr: ETH-Fest.

Geschäftsstelle des Organisationskomitees ist das DC Büro No. 45a, Sprechstunden des Komiteevorstandes: Montag 13—15 Uhr, Tel. L 24 31. Adresse: Organisationskomitee des ETH-Festes, Eidg. Techn. Hochschule. Jede Auskunft erteilt auch der DC Vorstand. — Den Fachvereinen und nationalen Vereinigungen werden auf Wunsch besondere Lokalitäten zur Verfügung gestellt; entsprechende Gesuche müssen dem Organisationskomitee vor dem 14. Juni eingereicht werden.

Lebensversicherungen.

Die Schweizerische Lebensversicherungs- und Rentenanstalt in Zürich, mit der wir seit 25 Jahren in einem Vergünstigungsvertragsverhältnis stehen, teilt uns soeben mit, daß sie sich mit Rücksicht auf das am 23. Mai 1930 vom Schweizerischen Bundesrat erlassene Verbot der Gewährung von Vergünstigungen auf Lebensversicherungen genötigt sehe, den Vertrag auf den nächst zulässigen Zeitpunkt zu kündigen. Der Bundesratsbeschluß hat folgenden Wortlaut:

„Der Schweizerische Bundesrat, in Anwendung des Art. 9 des Bundesgesetzes vom 25. Juni 1885 betreffend die Beaufsichtigung von Privatunternehmungen im Gebiete des Versicherungswesens (Aufsichtsgesetz);

gemäß Bericht und Antrag des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements,

beschließt:

A r t. 1. Den Lebensversicherungsgesellschaften und ihren Agenten und Vermittlern ist es untersagt, Versicherungsnehmern und Versicherten in irgend einer Form auf Lebensversicherungen Vergünstigungen zu gewähren.

Verboten sind insbesondere

- a) die Vereinbarung einer niedrigeren als der von der Aufsichtsbehörde genehmigten Prämie;
- b) die teilweise oder vollständige Überlassung der Abschluß- oder der Inkassoprovision an den Versicherungsnehmer.

Art. 2. Zuwiderhandlungen gegen diesen Beschluß werden vom eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement auf Grund des Art. 10 des Aufsichtsgesetzes geahndet.

Art. 3. Dieser Beschluß tritt auf den 1. Juli 1930 in Kraft."

Wir möchten im Hinblick auf dieses Verbot allen Studierenden der ETH, die ihr Leben noch nicht oder nicht genügend versichert haben, empfehlen, dies nachzuholen, solange es dazu noch Zeit ist. Kein Mitglied versäume, sich die ihm heute noch von der als hervorragend sicher und günstig bekannten Anstalt gebotenen Sondervergünstigung zu Nutzen zu machen. Diese Sondervergünstigung wird gewährt in Form eines Prämienrabattes für die ganze Dauer der Prämienzahlung und der Mitgliedschaft bei unserem Verband. Diejenigen Studierenden der ETH, die heute noch eine Versicherung auf Grund des Vertrages abschließen, werden also diese Vergünstigung auch nach Aufhebung unseres Vertrages mit der Rentenanstalt weiter genießen. Zur Erteilung weiterer Auskünfte stellen sich die Vertreter der Anstalt zur Verfügung.

Der DC-Vorstand.

Der Koloniefranken.

In seiner Sitzung vom 30. Mai 1930 hat der Delegierten-Convent endgültig zur Frage der Finanzierung der Arbeitskolonien des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften Stellung genommen. Er empfiehlt den Fachschulversammlungen den Antrag des Vorstandes, es sei zum genannten Zwecke von jedem immatrikulierten Studierenden der Eidg. Techn. Hochschule pro Semester der Beitrag von einem Franken zu erheben, einstimmig zur Annahme. Der Beitrag würde erstmals im Wintersemester 1930 erhoben.

In die Krankenkassenkommission wurden als Vertreter des Verbandes gewählt: Staub, cand. ing., Mittelholzer, cand. nat.

Der DC-Vorstand.

Buchbesprechungen.

Theoretische Physik. Von Dr. Gustav Jäger, Prof. an der Universität Wien. — I. Mechanik, II. Schall und Wärme, III. Elektrizität und Magnetismus, IV. Optik, V. Wärmestrahlung, Elektronik und Atomphysik. Sammlung Göschen Nr. 76, 77, 78, 374, 1017. Sechste verbesserte Auflage.

In kaum einer Zeit hat die physikalische Wissenschaft eine so entscheidende Rolle gespielt wie in der Gegenwart. Ihre Ergebnisse sind von grundlegender Bedeutung für das Weltbild vieler Menschen geworden. Lag früher das Schwergewicht der physikalischen Betrachtung auf der experimentellen Forschung, so hat es sich in neuerer Zeit auf den theoretischen Teil verschoben. Daher wird nicht nur der Studierende der Physik oder der Mathematik, sondern jeder Naturwissenschaftler und Gebildete für die in der Sammlung Göschen vorliegenden Bände über dieses Gebiet dankbar sein, die ihm in fünf vorzüglich ausgearbeiteten und durch Klarheit ausgezeichneten Bändchen eine selten gute Einführung vermitteln. Die in sechster, verbesserter Auflage vorliegenden Nummern der Sammlung sind von großem Reichtume, ohne an Einfachheit oder Übersicht auch nur ein geringstes einzubüßen. — Über den Aufbau der Mechanik ist wenig zu sagen, er ist uns so zu eigen geworden, daß auch seine klassische Schönheit nicht mehr erstaunt, und der Funke der Begeisterung, der in Galileis „Unterredungen und

mathematischen Demonstrationen" mit Stolz von zwei neuen Wissenszweigen spricht, kaum mehr zu spüren ist. Ebenso ist selbstverständlich, daß das Einsteinsche Relativitätsprinzip und die Lorentzkontraktion eingeführt werden. Auf eine ausführliche Erörterung der allgemeinen Relativitätstheorie wird mit Recht verzichtet. In der Akustik wird die Darstellung der Saitenschwingungen durch Fouriersche Reihen in vorbildlich einfacher Weise durchgeführt. In der Lehre von der Wärme wäre das interessante Kapitel über kritische Temperatur, kritischen Druck und kritisches Volumen zu loben. Dagegen hätte das Kapitel über Kinetische Theorie und Statistik über den Begriff der statistischen Wahrscheinlichkeit hinaus, ausgebaut werden können, indem Notwendigkeit und Geltungsbereich der statistischen Beschreibung kurz charakterisiert worden wären. In der Elektrizitätslehre wäre es vielleicht angezeigt gewesen, auf den Begriff des Vektorpotentials näher einzugehen, und den Begriff des „Quellpunktes“ und des „Dipoles“ anzugeben. Die Definition der Potentialfunktion (S. 7) ist in der angeführ-

ten Weise nicht zu erkennen. $\sum_{i=1}^n \frac{m_i}{r_i}$ ist zwar eine Potentialfunktion, die

Bedingung dafür $\Delta f = 0$ wird nicht angegeben. Auf Seite 135 ff. findet sich ein Abschnitt über Maßsysteme, in dem festgestellt wird, daß die elektrischen Größen, je nachdem sie im elektrostatischen oder elektromagnetischen System gemessen werden, verschiedene Dimensionen besitzen, mit Ausnahme der Größe Energie. Der Grund dieses Vorkommnisses hätte kurz aufgezeigt werden können. Sehr zu begrüßen ist das ausführliche Bändchen über die Optik, das sicher dazu dienen wird, diesem Zweig der Physik die in neuerer Zeit etwas vernachlässigte Beachtung zurückzugewinnen. Dort finden die Röntgenstrahlen, Laues Beugungsversuch und die Verknüpfung der Korpuskulartheorie des Lichtes und der Relativitätstheorie (mit Hilfe der Invariante der Energie eines Korpuskels im leeren Raum) noch ihren Platz. Im letzten Bändchen sind Wärmestrahlung, Elektronik und Atomphysik vereinigt. Nach dem Planckschen Strahlungsgesetz wird ein Seitenblick auf die Quantentheorie geworfen. Es wird vorgeschritten bis zum Begriffe des „Wellenpaketes“ (einer Gruppe schwingender Lichtkorpuskeln) von Schrödinger. Dies gibt die Überleitung zu einem der tieflegendsten Probleme der modernen Physik: der Verstofflichung der Strahlung. Das Elektron darf man sich dabei freilich nicht mehr als Massenpunkt, sondern nur noch als geschlossenen Wellenzug vorstellen, der das Proton (den Kern) umkreist. In strenger Form, und mit Vorsicht gegenüber den jüngsten Erkenntnissen, wird das Werk beendet. Ein Werk bilden diese Nummern sicher. Ihr Zusammenhang ist organisch und vielseitig, und trotz ihrer Kürze sehr anregend. Diese Bändchen sind daher ein ausgezeichnete Weg zu den eingehenderen Darstellungen. Ein Literatur- und Sachverzeichnis, sowie einfache Figuren, ergänzen diese Bände aufs beste. -r.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“, Zimmer 2, Universität, zu richten.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 25. Juni 1930.

EGLISANA

**Akademische Missionskonferenz in Neuenburg
vom 7. bis 10. Oktober 1930.**

Liebe Kommilitonen!

Viele von Euch wissen, welche Freude und Förderung eine Studentenkonzferenz bringen kann. Die Erinnerung daran gehört zu den schönsten unserer Studentenzeit. Es ist eine Gelegenheit, alte Freunde wiederzufinden, neue kennenzulernen, und mit hervorragenden Vertretern eines Faches in persönlichem Kontakt über brennende Fragen zu diskutieren.

In den letzten Jahren ist die Tragweite der Missionsprobleme bedeutend gewachsen; sie greifen weit über die Grenzen der Kirche und der Missionsgesellschaften hinaus, und es läßt sich kaum ein Kolonial- oder Sozialproblem behandeln, ohne daß man irgendwie mit der Mission in Berührung kommt. Zum Studium einiger der gegenwärtig wichtigsten und auch umstrittensten Fragen wird die Missionskonferenz in Neuenburg veranstaltet. Hauptthematata sind: Die religiöse Frage in Indien. — Das Rassenproblem in Afrika. — Das Problem der werdenden Kirchen in China. — Die Redner sind Fachleute aus den verschiedenen Rassen- und Interessengebieten. In Aussicht genommen sind u. a.: Missionsdirektor K. Hartenstein, Pfr. E. Thurneysen aus Basel, Prof. K. A. Schaedelin von Bern, der indische Sekretär A. Datta, der afrikanische Sekretär M. Yergan, Dr. h. c. H. A. Junod, die Missionare M. Neri, G. Mondain, H. Frey, H. Guye, die Herren Prof. P. C. Hsu und Ph. de Vargas von der Yenching University aus Peking. Ausländische Redner werden übersetzt.

Studentinnen und Studenten, benützt diese Gelegenheit, Euern geistigen Horizont zu erweitern; Ihr werdet die in Neuenburg verbrachten Tage nicht bereuen!

Preis einer Teilnehmerkarte Fr. 12.—; Ausländer Fr. 10.—; Professoren Fr. 20.—.

Programme liegen in der Zentralstelle und den Garderoben auf. Für weitere Auskunft wende man sich an Willy Fisch, chem., Gloristr. 55, oder Franziska von Orelli, phil. I, St. Annagasse 9.

Stempelfabrik F. Surber – Graveur
Zürich 1 · Kappelergasse 14 · Gravuren · Vereinsabzeichen



Die Sommersaison

mit der Fülle von Sports-Arten
aller Art ist angerückt. Unser Lager ist
complet. Es ist Ihr Vorteil uns zu besuchen.

Hauptgeschäft:
Weinbergstraße 15
(Capitol)
Filiale:
Stampfenbachstr. 57
Zürich

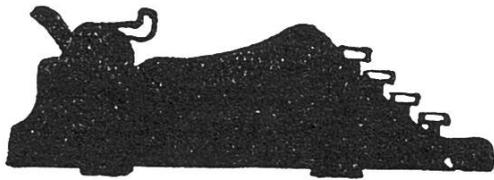


CONFISERIE SCHURTER

LIMMATQUAI - NEBEN DER SEILBAHN

—
PRALINÉS (eigenes Fabrikat)
FEINSTE PATISSERIE

—
ERFRISCHUNGSRaum



Occasions-
Schreibmaschinen
div. Systeme mit Garantie

AUGUST BAGGENSTOS
GLÄRNISCHSTR. 29 ZÜRICH 2, TEL. S. 81.09

KRETZ-CODONI

HERREN-HÜTE
SCHIRME
PELZWAREN

STUDIERENDE 5% RABATT

ZÜRICH - Bahnhofstraße 104 - beim Hauptbahnhof

Zur Erhaltung der Gesundheit
geniessen Sie täglich 1 Glas



AXELROD'S YOGHURT

Preis pro Glas 45 Cts.

Vereinigte Zürcher Molkereien

Via trita, via tuta



Die Firma H. F. GOSHAWK hat
einen beinahe 20-jährigen guten
Ruf für Photo-Arbeit.

Kodak-Spezialist-
Occasions-Kameras

Bahnhofstraße 37, neben Huguenin